



Illustrierte Kinder = Zeitung

des

Wiesbadener Tagblatts.

Mr. 9.

21. Jahrgang.

1919.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Spukgeschichten und ihre natürliche Erklärung.

Von Anna Mosegaard.

Sch kannte einen Großvater, der hatte silberweißes Haar und einen langwallenden weißen Bart. Dieser alte Mann hatte einen Enkel, der hieß Hans. Den ließ er, meist des Abends in der Dämmerstunde, auf seinen Knien reiten und erzählte ihm dabei die wunderbarsten Geschichten. Doch so lieb des Großvaters Auge auch blicken konnte, so ernst sah er darein, wenn der kleine Hans ihn bat: „Noch eine Geschichte, lieber Großvater! Aber eine schöne — eine Spukgeschichte!“ Da sagte unwillig der Großvater: „Hans, Hans! Hab' ich dir nicht schon oft gesagt, Gespenster, Spukgestalten gibt es nicht, folglich auch keine Spukgeschichten.“

„Aber alle Großväter erzählen doch Spukgeschichten“, schmollte Hans.

„Nun gut“, sagte der Großvater, „dann will ich dir einmal eine erzählen.“ Hans war überglücklich. Mäusmäuschenstille saß er auf Großvaters Schoß und lauschte. Und der Großvater begann mit feierlich-ernster Stimme: „Es war in dieser Nacht um die zwölfte Stunde —“

„falsch — ganz falsch!“ rief der kleine Hans. „So fängt keine Spukgeschichte an.“

„Nicht? Wie denn sonst?“ sagte der Großvater.

„Es heißt immer, es war einmal, oder — früher, in alter Zeit“, sagte altflug der kleine Hans.

„Diese Geschichte fängt aber nun nicht so an“, entgegnete der Großvater und begann noch einmal:

Es war in dieser Nacht um die zwölfte Stunde, als ich durch ein surrendes Geräusch aus dem Schlafe geweckt wurde. Ich saß aufrecht im Bett und lauschte. Sss — — Sss — — sss — — ging's in einem fort. Das Geräusch kam näher, wurde lauter — deutlicher — Sss — sss — —.“ Angstlich schmiegte der kleine Hans sich an den Erzähler. „— Es war, als streiche der Nachtwind durchs offene Fenster, — und alle Fenster waren doch dicht geschlossen“, fuhr der Großvater fort. „Draußen herrschte Mondschein, es war bitter kalt, so kalt, wie es in diesem Januarmonat nur eben sein kann.“ — „Weiter, weiter“, drängte der kleine Hans. „Ja, weiter ging's — Sss — Sss, sss — und dann ein Schrei — ein Stöhnen.“

Angstlich sah der kleine Hans sich um: „War das Gespenst denn weg?“

„Nein, es war überhaupt keins da“, lachte der Großvater. „Aber höre, neben meinem Bett, auf dem Nachttischen, stand ein Glas Wasser, das war gefroren in der grimmigen Kälte, und oben auf der dünnen Eisdecke lag ein kleiner vorwitziger Floh Schlittschuh, — Sss — Sss — sss — immer rings im Kreise herum, und mit einem Male — knacks — da bricht er ein.“

Der kleine Hans lachte, daß ihm die Tränen über die Wangen rollten, und der Großvater lachte mit. Es war die erste und die letzte Spukgeschichte, die er seinem Enkel erzählt hat.

Ihr lieben kleinen Leser, warum fangen wohl die Spukgeschichten fast alle an: „Es war einmal vor langen, langen Jahren“ oder: „Früher, in alter Zeit?“ Warum hat es nur früher Gespenster gegeben und jetzt nicht mehr? Nun, das will ich euch sagen. Früher, in alter Zeit, da waren die Leute noch nicht so aufgeklärt wie heute, da hielten sie alles, was sie nicht beargewohnen konnten, für Teufelspuk. Wie würden unsere Ur-Ur-Großväter staunen, wenn sie jetzt noch einmal zurück auf die Erde kämen und plötzlich ein Auto an ihnen vorbeisauerte, ein Gefährt, ohne Pferd oder Esel davorgespannt, das in rasender Schnelle in der Ferne verschwindet! Ganz unfassbar wäre das ihnen. Und doch ist's so einfach, so natürlich. Wenn wir an schönen Sommerabenden in den Wald gehen und vor uns eine leuchtende kleine Kugel durch die Luft fährt, dann wissen wir, daß es ein Leuchtfläskerchen ist; unsere Ur-Ur-Großväter glaubten, es sei ein feuriger Geist, der ruhelos durch die Lüfte irre. Sehen wir im Moose plötzlich etwas funkeln, dann gehen wir direkt darauf zu und überzeugen uns, daß es ein Stück faules Holz ist, das bekanntlich im Dunkeln leuchtet. Unsere Vorfahren meinten, es sei ein himmlisches Licht, ein Vorbote eines kommenden Glücks oder Unglücks. Erkrankte ihr Vieh infolge schlechter, nasser Ställe, so meinten sie, es habe irgend jemand ihr Vieh verhext. Legten ihre Hühner keine Eier, weil ihnen das rechte Futter fehlte, so glaubten sie wiederum, ein böser Nachbar sei schuld daran. Hielten unsere Vorfahren ihre Spinnstuben ab, dann erzählten sie untereinander nichts als Gespenstergeschichten. Einer wollte immer mehr gesehen haben denn der andere. Hatte Hinz ein Geräusch gehört, so hatte Kunz schon das Gespenst gesehen. Und hätte jemand an des anderen Wort gezweifelt, so hätte man ihn schief angesehen. Und so kam es, daß es vor langen, langen Jahren Gespenster gab, daß die Toten oder deren Geister wiederkamen und redeten. Ein Gespenst soll ja wohl ein Geist sein, ein Wesen ohne Fleisch und Blut. Ein Geist aber vergeht nie, er bleibt ewig. Wo ist nun aber jener Geist, wo sind die Gespenster geblieben? Warum zeigen sie sich nicht mehr? Ist ihnen etwa mit einem Male vor der Menschheit bange geworden? Oder sind es die Menschen, die nicht mehr so leichtgläubig sind?

Nun werdet ihr mir sagen: Jawohl, als ich einmal schwer krank war, sah ich ein Gespenst. Richtig, du sahst ein Gespenst; in Wirklichkeit aber war doch keins da.

Es war nur dein aufgeregtes Blut, deine Fieberphantasie, die dir jene Gestalt vorgaukelte. Gespenster gibt es nicht. Und wenn eure Großväter euch Spukgeschichten aus der alten Zeit erzählen, dann wißt ihr, es sind Geschichten, die der Volksmund selbst erfunden, also gedichtet hat. In Wirklichkeit haben sich die Spukgeschichten nie zugezogen. Nun will ich euch mal ein paar solch schreckliche Spukgeschichten, die in der alten Zeit die Menschheit plagten, erzählen und dabei versuchen, euch zu erklären, wie das zugeing, woher der Spuk kam.

Habt ihr schon einmal darüber nachgedacht, warum es meist auf den Dörfern gespuht hat? Nun, geht einmal aufs Land, und ihr werdet staunen, wie tief die Landleute heute noch im Aberglauben stecken. Wieviel Aufklärung noch dazu gehört, diese Landleute davon zu überzeugen, daß sie im Irrtum befangen sind!

Und wenn es nun heute noch solch leichtgläubige Menschen gibt, wie mag es da wohl vor hundert Jahren ausgehen haben! Es hat Männer gegeben, Kerle wie Riesen, die liefen davon, wenn des Nachts in einsamer Gegend ein unschuldiges weißes Tuch flatterte.

Warum sind aber all solche Kleinigkeiten, die uns bei Tage befehen lachhaft vorkommen, in der Nacht gar so schaurig?

Sehr einfach. Am Tage, da sehen wir alles ganz genau, die Nacht dagegen hüllt Mensch und Natur in ein verschwommenes Dunkel. Am Tage spazieren wir mit Lust in den Ruinen einer alten Burg herum, des Nachts aber — nun ja, — da läßt man es lieber. Warum aber? Es ist doch genau dasselbe. Sollten die Gespenster, vorausgesetzt, wenn es welche gäbe, nur immer des Nachts wandeln? Das wäre doch merkwürdig. — Also es ist einzig der furchtsame Mensch, dem seine Phantasie Spukgestalten vorgaukelt.

Blickt einmal, namentlich im Dunkeln, vielmehr Halbdunkeln, lange auf einen etwas entfernt liegenden Gegenstand, ihr werdet sehen, er fängt an sich zu bewegen. Geht darauf zu, und er steht doch fest auf seinem Platz. Euer Auge betrügt euch also. Wacht des Nachts plötzlich aus dem Schlaf, weil irgend ein Gegenstand, vielleicht ein Buch, herunterfiel, ihr glaubt, es sei ein Kanonenschuß gefallen. Euer Ohr betrügt euch. — Doch nun zurück zu unseren Spukgeschichten.

Der rächende Geist.

In einem Dörfchen war Spinnstubenabend Wißt ihr, was Spinnstuben sind? Nicht? — Dann will ich es euch erzählen. In früheren Jahren gab es noch nicht so viele Tanzböden wie jetzt, auch noch keine Kinos, da trafen sich die jungen Leute bald bei diesem, bald bei jenem Nachbar. Da gab's Kaffee und Kuchen, da flog die Spindel. Da schnurrte das Rädchen, auch gab's wohl mal ein Tänzchen durch Ziehharmonika. Zumeist aber wurden Geschichten erzählt. Geschichten von Hinz und Kunz und Hans und Grete. Bald lustige, bald traurige. Mit Vorliebe aber Gespenstergeschichten. An diesem Spinnstubenabend nun, von dem ich erzählen will, gab's nichts als Spukgeschichten.

Am Mitternacht herum war allen so gruselig, daß niemand wagte, heimzugehen. Denn sie mußten alle am Friedhof vorüber. Einen jungen Burschen packte der Übermut, er wollte wetten hoch und teuer, daß nicht ein junges Mädchen den Mut besäße, jetzt einen Gang über den Friedhof zu machen.

Es herrschte Grabesruhe.

„Ich gehe!“ rief plötzlich die hübsche Christine, die Braut des Schulzensohnes. Christine war eine stolze Schöne und wollte nicht als feige gelten. Der übermüthige Bursch sollte seine Wette nicht gewinnen.

Als Zeichen, daß sie dagewesen, sollte Christine die Spindel in eines der Gräber stecken.

Christine ging — aber sie kehrte nie wieder.

Man wartete und wartete. Sie kam nicht.

Am nächsten Morgen fand man ihre Leiche quer über einem Grabe liegen.

Wer hatte sie getötet? Ein Geist etwa? Oder gar der Tote, der in jenem Grabe ruhte? Nein.

Christine hatte, als sie sich blühte und die Spindel in die Erde steckte, ihr Kleid mitgefaßt. In dem Glauben, der Tote wolle sich rächen für den Frevel, sie hinanziehen in sein Reich, erschrak die Törichte so heftig, daß ein Herzschlag ihrem jungen Leben ein Ende machte.

Ihr seht, wieder ein sehr natürlicher Vorgang. Hätte das Mädchen vielleicht nicht die vielen Spukgeschichten mitangehört, wäre sie nicht so kopflos, wäre der Schreck nicht so groß gewesen.

Da lob ich mir die furchtlose Marie, die in einer schönen Maiennacht über den Friedhof schritt, gerade als lustwandelte sie in einem Blumengarten. Wacker schritt sie aus; da plötzlich ein feines, leises Klingen. Marie blieb stehen und lauschte. Von einem frischen Grabe trug der Nachtwind die Töne zu ihr. Sie ging darauf zu. Und was war es? Auf dem frischen Hügel, unter dem eine junge Mutter ihren letzten Schlaf schlief, lag ein Kranz, der war mit Gold- und Silberfitterand verziert. Ungefähr solche Gegenstände, wie sich zwischen unserem heutigen Christbaumschmuck befinden, waren darin befestigt. Durch den Nachtwind nun hatten die Glöckchen sich leise bewegt, daher das feine wundersame Klingen. Wäre diese Marie nun ein Hafensfuß gewesen, wäre die Sache wohl auch tragisch abgelaufen.

Der verwünschte Backofen.

In Thüringen auf den Dörfern backt jeder Bauer sein Brot selbst, und jeder hat seinen eigenen Backofen, selbst der Totengräber; wenigstens war es so in alter Zeit, wie meine Großeltern mir oft erzählt haben. Natürlich steht des Totengräbers Backofen nicht auf dem Friedhof, wohl aber nicht weit davon entfernt. Nun kam einmal im Herbst ein furchtbarer Sturm, der entwurzelte Bäume, deckte Häuser ab und warf auch des Totengräbers Backofen um. Nichts blieb als ein Trümmerhaufen. Lange, lange Zeit ließ er ihn so liegen und buk sein Brot beim Nachbar. Dann aber sollte im Hause ein großes Fest, nämlich die Hochzeit der Tochter des Totengräbers, gefeiert werden, dazu sollten viele Gäste erscheinen, viele Kuchen und Brote mußten da gebacken werden, folglich wurde der Backofen wieder aufgebaut. Am Vorabend des Festes lagen die frischen, knusprigen, braungebackenen Brote in langer Reihe in der Küche auf dem Regal. Aber wer beschreibt den Schreck, als man das erste anschnidet und auf der unteren Seite des Brotes ein großes Kreuzzeichen findet. Man nimmt das zweite, und siehe da, dasselbe Zeichen. Und das dritte? — Alles erbleicht, drei Kreuze in dieser Form +++ sind darin. Die Braut weint und sieht ihr Unglück voraus, die ganze Hochzeitsgesellschaft zittert vor Angst und Schrecken. Sie sitzen am Tisch und rühren das Brot nicht an, auch nicht das andere, worin kein Kreuzeszeichen war; denn nur drei Brote waren so gezeichnet. Da plötzlich ein Krach, und die Brote krollern lustig in der Küche herum. Die Braut tötet der Schreck. Nur der Totengräber ist beherzt und geht hinaus, um zu sehen, was geschehen ist. Eigentlich ist es etwas sehr Natürliches. Das altersschwache Brett, worauf die schweren Brote lagen, ist eben zusammengebrochen unter seiner Last. Das weiß der Mann wohl, er sieht es ja klar vor sich, aber in dem verwünschten Backofen je wieder ein Brot zu backen, davor schreckt er zurück. Nach einem Jahr aber tut er's doch wieder. Und siehe da, dieselben Zeichen sind in den Broten. Jetzt gibt es keinen Zweifel mehr, das hier geht nicht mit rechten Dingen zu. Er reißt den Backofen nieder, verläßt sein Haus und siedelt nach einem anderen Dorf über.

Nach Jahren wühlten Kinder in dem Schutthaufen. Da finden sie drei Grabsteine, zwei mit einem großen Kreuz darin und einen mit drei kleineren. Das also war der „Spuk“. Die Maurer, die damals den Backofen wieder aufsetzten, hatten aus Bequemlichkeit, weil die

Mauersteine nicht ausreichten, kurz entschlossen drei alte Grabsteine mit in den Backofen gemauert; die Kreuze hatten sich in dem frischen Brot abgedrückt, und so waren die „unheimlichen“ Zeichen entstanden.

Die Geisterhand.

Rose hieß das kleine Mädchen, das durch das Erscheinen einer „Geisterhand“ von seiner Gespensterfurcht geheilt wurde. Was? — Durch das Erscheinen einer Geisterhand von der Gespensterfurcht geheilt? — — Ja, so ist es.

Rose war noch nicht fünf Jahre alt, da wurden ihr die lieben Eltern durch den Tod entzogen. Der Vater, ein Maurer, stürzte vom Gerüst und war sofort tot, die Mutter war immer kränklich gewesen, und kaum ein Jahr später, da folgte sie dem Gatten ins kühle Grab.

Rose hatte noch drei Geschwister. Sie war die Jüngste. Die drei Ältesten wurden in einem Waisenhaus untergebracht, Rose kam zu fremden Leuten als Pflegekind.

Von jeher war Rose ein furchtbares Kind gewesen, nie hatte sie ohne Zaudern ein dunkles Zimmer betreten können. Das kleine Herz klopfte heftig, wenn sie längere Zeit allein im Zimmer bleiben mußte. Die gute Mutter kannte Rosas Schwäche, sie beleuchtete stets das Zimmer, um dem törichtem Kinde zu zeigen, daß nichts „Spukhaftes“ darin sei. Rosas Vater war, obwohl lieb und gut, doch sehr streng.

War des Abends noch ein Weg zu besorgen, und eins der Kinder ließ verlauten, daß es sich fürchte, im Dunkeln auszugehen, so schickte er es erst recht aus, ging aber selbst nach, ohne daß es etwas davon merkte. Er ging auch nur deshalb, um seine Kinder vor Trunkbolden und schlechten Menschen zu schützen, vor „Gespenstern“ sollten sie sich selbst schützen lernen, mit anderen Worten, sie sollten einsehen, daß es keine bösen Geister gibt. Wie aber erging es Rose nun bei fremden Leuten, die keine Liebe für das arme Kind hatten? Rosas Pflegeeltern hatten selbst vier Kinder, vier recht wilde Buben, mit denen Rose nie eins werden konnte.

Die Buben hatten bald herausgefunden, daß Rose sehr ängstlich war; das machte ihnen einen Heideispaß. Sie neckten und foppten sie, wo sie nur konnten. Saß Rose allein in der Stube, so pochten sie an die Tür und liefen davon, und wenn Rose nachsah, war niemand da, der Einlaß begehrte. Ging sie hinunter in den Keller und holte Kartoffeln, so schlichen sie ihr nach und pusteten das Licht aus oder trieben allerhand Schabernack.

Die kleine Rose litt sehr darunter; was Wunder, wenn ihre Gespensterfurcht mit den Jahren immer mehr zu- statt abnahm.

Als Rose vierzehn Jahre alt war, kam sie hinaus aufs Land in den Dienst. Arme kleine Rose! Sie war selbst noch ein Kind und sollte schon schwere Arbeit verrichten. Und wie zitterte Rose, als man ihr das Dachstübchen zum Schlafen anwies.

Sie packte ihre sieben Sachen aus und besah sich mit Tränen in den Augen ihr Kämmerchen. Es war ja ganz nett und geräumig, auch ließ sich die Tür verschließen. Aber der schier endlos lange Hansboden, über den sie gehen sollte, um dieses Kämmerchen zu erreichen, flößte ihr Furcht ein.

Wie bunt es auf diesem Boden aussah! Allerhand altes Gerümpel lag und stand da in den Ecken herum. Alte Strohhüte, zerrissene Bücher, Kleider von Anno dazumal. Und dazwischen tanzten die Mäuse ihren Ringelreihen.

Am hellen Tage, wenn die liebe Sonne ihre goldigen Strahlen auf den alten rauchgeschwärzten Boden schickte, fand Rose das alles ganz natürlich. Aber am Abend! — Da eilte sie vorüber, so schnell ihre Füße sie tragen wollten, schlüpfte schnell in ihre Kammer und verschloß ängstlich die Tür. Einst nun hatte sie bis Mitternacht drunten in der Küche geschafft. Um halb eins erst konnte

sie ihr Lager aufsuchen. Die brennende Küchenlampe in der Rechten, schritt sie hastig aus. Da — o Graus! —, nicht zehn Schritte von ihrer Kammer entfernt erhebt sich an der weißgetünchten Wand eine große schwarze Hand!

„Eine Geisterhand!“ flüsterte Rose und beginnt zu wanken. Die Lampe zittert in ihrer Hand, so steht sie, leichenblaß im Angesicht, und stiert auf den nächtlichen Spuk.

Soll sie fliehen? — Damit der Geist ihr das Genick breche!

Nein! — Die Geisterhand verschwindet nicht. — Noch ein Moment, und die Lampe hätte zerschmettert am Fußboden gelegen. Noch ein paar Minuten, und das ganze Haus stände in Flammen und Rose würde elendiglich verbrennen.

Dieser Gedanke brachte Rose zur Vernunft. Sie raffte sich zusammen und schritt mutig der Gefahr entgegen.

Und was war es? —

Nun, ihr werdet lachen, so wie Rose es tat.

Die Geisterhand war nichts anderes als ein Schattenbild. An der Wand stand ein Koffer ohne Deckel, dieser war vollgepackt mit alten Lappen und Flickern. Ganz zuoberst lag nun ein Bündel Flicker; in dasselbe war ein wildlederener Handschuh eingebunden, und zwar so, daß alle fünf Finger in die Höhe ragten. Der Lichtschein hatte nun das Schattenbild an die weiße Wand geworfen. Also ein Nichts. — Ein Schatten.

Von dieser Zeit an war Rose kuriert von ihrer Gespensterfurcht. Nie lief sie feige davon, wenn sie etwas sah oder hörte, was ihr nicht recht geheuer vorkam. Stets ging sie direkt darauf zu, um sich genau davon zu überzeugen, was es sei.

Rose glaubte nicht mehr ans „Spuken“. Die „Geisterhand“ hatte ihr den Weg zur Vernunft gezeigt. — Euch anderen auch?

32

Der türkische Süßholzhandel.

Über die Bedeutung des Süßholzes, das auch unserer Jugend als Naschwerk bekannt ist, macht die besonders dem türkischen Wirtschaftsleben gewidmete Deutsche Levante-Zeitung nähere Angaben. Die Pflanze, deren Wurzel das Süßholz ist, wurde in Südeuropa und im südwestlichen Asien bereits im Altertum zu Arzneizwecken verwendet, es ist die „Glycyrrhiza glabra“, die einen wichtigen Ausfuhrartikel der Mittelmeerländer, aber ganz besonders der Türkei darstellt, da sie vornehmlich in den türkischen Gebieten Syriens und Mesopotamiens in großem Maßstabe anzutreffen ist. Die Wurzeln werden in der Regenzeit von den armen Einwohnern, den Fellachen, gesammelt, denen auf diese Weise ein sehr wünschenswerter Nebenverdienst zufließt. Das Sammeln der Wurzeln ist auch für die Landwirtschaft im allgemeinen von großem Vorteil, denn durch die hierbei erfolgte Lockerung des Bodens wird dem Regen das tiefere Eindringen ermöglicht, was für das Wachstum des Getreides wichtig ist. Die Wurzeln werden im Winter und noch in den ersten Sommermonaten getrocknet und dann zum Verkauf gebracht. In der Türkei selbst preßt man den Saft aus, um ihn zur Bereitung von Lakritz und Naschwerk aller Art zu gebrauchen. Der überwiegende Teil der Süßholzwurzeln aber wird ins Ausland verkauft. Bis zum Kriegeausbruch erfolgte die hauptsächlichste Ausfuhr nach Amerika durch Vermittlung einer englisch-amerikanischen Firma. Kleinere Mengen gingen nach Ägypten und Frankreich, die kleinsten schließlich nach anderen europäischen Ländern. Der Hauptausfuhrhafen der Türkei für Süßholz ist Alexandrette. Die in Ballen gepreßten Süßholzwurzeln werden dort verladen, um direkt nach Amerika verfrachtet zu werden. Auch Smyrna, Bagdad und Tripolis sind für die Ausfuhr des Süßholzes wichtig. Von Alexandrette wurden im Jahre 1912 18 400 Tonnen Süßholz ausgeführt, von Tripolis 2 200 Tonnen, von Bagdad 6 000 Tonnen, von Smyrna endlich 19 642 Tonnen. Ein noch klareres Bild der Bedeutung der türkischen Süßholzausfuhr liefern die im selben Jahre für türkisches Süßholz gezahlten Summen. Die Vereinigten Staaten bezahlten 1 200 000 Dollar, England 45 000 Pfund, Deutschland, das die Süßholzwurzeln über Hamburg bezog, 48 500 Mark. Verwendung und Verar-

beutung des eingeführten Süßholzes in den einzelnen Ländern sind verschiedenartig. In England stellte man daraus einen Zusatz zum Nationalbier, dem bekannten „Porter“ her, in Amerika gebraucht man es zur Kautschukfabrikation, in Frankreich werden verschiedene Erfrischungsgetränke daraus hergestellt, man verwendet es als Zusatz für Liköre, und lange Jahre benützte man es mit Vorliebe zur Fälschung von Absinth. Auch in den russischen Marmeladefabriken wurden größere Süßholzmengen ver-

braucht. In Deutschland schließlich diente es hauptsächlich pharmazeutischen Zwecken. Nach dem Kriege wird das Sammeln und die Verfrachtung der Süßholzwurzeln zweifellos wieder eine nicht unwesentliche Rolle im türkischen Wirtschaftsleben spielen können, denn noch immer stehen neue Verwendungsmöglichkeiten offen, auch der Gedanke, den Zuckermangel durch entsprechende Verwertung des Süßholzes zu vermindern, liegt nahe.

Schulanfang.

Und sind die Ferien noch so fein,
Es muß auch wieder Schule sein!
Nun lebe wohl, du Feld, du Wald,
Du schöner Sommeraufenthalt!
Lebt wohl, ihr Berge stolz und hehr,
Leb wohl, du kühler Strand am Meer!
Sind auch die Ferien noch so fein,
Es muß auch wieder Schule sein!

Wir schöpften neue Lebenskraft
Bei freiem Spiel und Wanderschaft.
Die Sonne draußen auf dem Land,
Sie hat uns tüchtig braun gebrannt.
Erfrischt ist unser junges Blut,
Nun lernst es sich nochmal so gut.
Sind auch die Ferien noch so fein,
Es muß ja wieder Schule sein!

Du Schulhaus, aller Weisheit Hort,
Sei mir gegrüßt, vertrauter Ort!
Gegrüßt die Lehrer allzumal,
Gegrüßt der Schüler große Zahl!
Gruß Büchern, Tintenfaß und Bank,
Wandkarte, Tafel, Klassenschatz —
Nicht immer können Ferien sein,
Nun ist die Schule wieder fein!

Max Rosenfeld. Dresden.

Wieviel der Hamster „Hamstert“.

Eine wie große Gefahr die Hamster besonders für die Getreidefelder darstellen, geht aus einem Aufsatz hervor, den Sophie Riedl in der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse“ veröffentlicht. In Zeiten des Mangels, wenn der Vorrat aufgezehrt ist, frisst der Hamster wohl auch Insekten, Mäuse, Wurzeln und Kräuter. Seine eigentliche „Hamstertätigkeit“ aber beginnt er, wenn die Ähren der Getreidefelder, in deren Nähe er sich mit Vorliebe einnistet, sich körnerschwer neigen. Er biegt dann die Ähren mit den Vorderpfoten nieder und beißt sie mit den Nagezähnen ab, drischt sie mit den Vorderpfoten fein säuberlich aus und stopft sich die Backentaschen voll. Erreicht er so, vollbepackt, seinen Bau, dann streicht er mit den Vorderpfoten die Baden von hinten nach vorn und entledigt sich der Körner. Seine Vorräte hält er sauber und ordentlich zusammen. Wie gefährlich seine Tätigkeit ist, zeigt die Tatsache, daß man in einem einzigen Hamsterbaue schon über 20 kg Getreide aufgefunden hat. Ganze Getreidefelder können so von Hamstern vernichtet werden. Dabei hat man in manchen Gegenden von Thüringen und Sachsen schon Tausende von Hamstern in einem Jahre zur Strecke gebracht.

Wie Raubvögel ihre Beute tragen.

Die Verwegenheit der Raubvögel ist jedem Naturbeobachter eine bekannte Tatsache. Auffällig bleibt es aber immer wieder, wie sich selbst kleinere Raubvögel, so z. B. Sperber, auf eine Beute stürzen, von der man annehmen müßte, daß sie sie nicht zu tragen imstande wären, und wie

sie mit dieser Beute fast mühelos abstreichen. Arthur Geldhaus erzählt in der „Deutschen Jäger-Zeitung“ von einigen derartigen Beobachtungen. In einem Falle hatte ein Sperber eine sehr starke Wildtaube in die Fänge bekommen, und es erschien ganz rätselhaft, wie er mit diesem für seine Kräfteverhältnisse viel zu starken Tier davonfliegen konnte. Man konnte aber bemerken, daß der Sperber die Taube so faßte, daß sie die Flügel ganz frei hatte. Durch ihr ängstliches Flattern erleichterte sie dem Räuber jedenfalls das Schleppen seiner Beute, ja sie trug ihn geradezu durch die Luft. Manchmal ist dem Raubvogel das Beutetier zu schwer, und er läßt das Huhn, oder welches Tier immer er in die Fänge bekommen hat, fallen, um es auf dem Boden zu töten. So ließ nach der Beobachtung Geldhaus' einmal ein Habicht ein Huhn, das $7\frac{3}{4}$ Pfund wog, erst nach längerem Flug wieder fallen. Für die Verwegenheit der Raubvögel ist es übrigens auch bezeichnend, daß sie durch die Nähe der Menschen nur schwer eingeschüchtert werden und diese oft ganz nahe an sich und ihre Beute herankommen lassen.

Die Krebschale als Barometer.

Die Bewohner des südlichen Chile bedienen sich eines Barometers, das die Natur den Chilenen völlig kostenfrei liefert und das seine Aufgaben mit einer so großen Zuverlässigkeit erfüllt, daß so mancher bei uns zu Lande seinem teuer bezahlten Zimmerbarometer vergeblich eine solche Genauigkeit wünscht. Dabei ist dieses südchilenische Barometer äußerst einfach: es besteht aus nichts anderem als aus einer leeren Krebschale. Die Hülle des ehemaligen Krebses zeigt nämlich merkwürdige Empfindlichkeit gegen alle atmosphärischen Veränderungen. Bei trockenem Wetter ist sie fast weiß, bei beginnender Feuchtigkeit mit kleinen bleichen rötlichen Flecken geprenkelt, die je nach dem Feuchtigkeitsgehalt der Luft zunehmen, bis schließlich mit dem beginnenden Regen die ganze Schale eine einheitliche rote Färbung zeigt, die sie dann während der ganzen Regenzeit beibehält.

Chinesisches Familienleben.

Alle Kulturenationen stehen mit ernsthafter Miene vor dem Problem des Geburtenrückganges, das insbesondere jetzt nach den Erschütterungen des Krieges erhöhte Aufmerksamkeit gewinnt. Den Chinesen, den Söhnen des Himmels, aber bereitet die Frage des Geburtenrückganges keine Sorge; davor bewahrt sie ihr Familienstolz und eine auf Jahrtausende zurückgehende Tradition. Der Stolz auf eine zahlreiche Familie ist wohl in keinem Lande der Welt so hoch entwickelt wie gerade in China; und dieser eingewurzelte Familienstolz beschränkt sich nicht nur auf das Bewußtsein, recht viele Kinder und Kindeskinder zu haben, er ist auch fast immer mit dem Wunsche verknüpft, die Familie

auch äußerlich fest vereint zu halten. Eine zahlreiche Familie, die unter einem gemeinsamen Dache zusammenlebt und ihren Besitz daher nicht zu teilen braucht, gilt in China als besonderer Ehrentitel. Als die höchste Ehre wird es dort angesehen, in seinem Heime Wu fu Tung Tang zu vereinigen, d. h. 5 Generationen. Nach den Ergebnissen einer der letzten Volkszählungen im Reiche der Mitte fiel die hohe Ehre, die zahlreichste Familie um sich versammelt zu sehen, einer Frau Meng Hu Schih zu, einer Witwe in dem Dorfe Mangtau in der Gegend von Weihaiwei. In ihrem Heime wohnen insgesamt 66 Familienmitglieder und eine Dienerin, so daß täglich 67 Menschen zu ernähren sind. Die alte Dame hatte 9 Söhne, viele Enkel und Urenkelkinder. Haushalte von 40 Personen sind in China durchaus keine Seltenheit, und 20 Personen in einem Heim sind eine alltägliche Erscheinung. Kleine Familien, die nur 3 oder 4 Mitglieder zählen, werden nicht sonderlich hoch geachtet, mögen sie auch sonst noch so reich und hoch gestellt sein. Man blickt auf solche kleinen Haushalte mit einer Mischung von Mitleid und Verachtung herab, weil den Eltern ein Mangel an Familienstolz zugeschrieben wird.



Wohin geht der Wanderer?

Auflösung des Rätsels in Nr. 8.
Grün, Dung = Gründung.

Auflösung des Scherz-Robus in Nr. 8.

„Die Sonne bringt es an den Tag.“

Richtige Lösungen der Knacknuss in Nr. 7 sandten ein: Alexander Alterange, Otto Allmendinger, Georg Babe, Cyrille Bissinger, Bernhard Bücher, Walter Carlé, Klärchen Dergelmann, Alfred, Elfriede und Gisela Erbe, Ria Gaiser, Ida und Betty Goldmann, Walter Hisinger, Hildegard Jösch, Ottokar Keller, Max Kehler, Margarete Lambitz, Emmy von der Lohé, Walter Ludwig, August Medel, Anna Mehger, Karl Michel, Erwin Müller, Adolf Nagel, Alfred und Walter Petri, Hermann Rath, Hanny Raab, Emilie Röhm, Emma Seder, Walter Seyberth, Maria Schön, Elsa Schörnig, Elisabeth Theis, Otto Vorbach jr., Geschwister Zeitlin, sämtlich in Wiesbaden, sowie Georg Paesch und Luise Schirg in Biebrich und Hugo Stephan in Schierstein.